



KATJA BEHRENS

SINGEN
IN FINSTEREN
WÄLDERN

Roman

Alfa-Veda

*Der Mensch trägt,
wissentlich oder unwissend,
das Gefängnis in sich selbst ...*

Nazim Hikmet, der zwölf Jahre
in türkischen Gefängnissen verbrachte

Katja Behrens

SINGEN IN
FINSTEREN WÄLDERN

Alfa-Veda

© Alfa-Veda Verlag, Oebisfelde 2021
Lektorat: Dr. Jens Petersen, Jan Müller
Umschlaggestaltung und Satz: Jan Müller
Umschlagbild: Ausschnitt aus Caspar David Friedrich: Uttewalder Grund

alfa-veda.com
ISBN 978-3-945004-79-1

1

Ich bin ihm weit weg von Deutschland begegnet, auf einer Insel in der Karibik in einem ehemaligen Fischerdorf namens Boquerón. Er fiel mir auf, weil er eine dunkle Haut hatte und krauses Haar. Schwarze sieht man dort fast nie, erst recht nicht unter den Seglern, die draußen in der Bucht ankern und mit ihren Dinghis an Land kommen, um einzukaufen oder sich im „Schamar“ zu betrinken. Ich hörte ihn deutsch sprechen, so selbstverständlich, als ob er in dieser Sprache zu Hause wäre, und ich bin froh, dass ich später, als wir vor dem „Schamar“ ins Gespräch kamen, nicht fragte, was mir schon auf der Zunge lag: Wie kommt es, dass Sie so gut deutsch sprechen? Dann wäre ich für ihn gestorben.

So lebte ich, und die deutsche Sprache verband uns. Uns verband auch, dass wir die einzigen waren, die Wasser tranken. Später gingen wir an den Strand, um einen Joint zu rauchen. Es war schon dunkel. Es wird dort sehr früh und sehr schnell dunkel. Wir saßen auf dem Landesteg der Fischer, den um diese Zeit niemand mehr benutzt, rauchten, schauten aufs Wasser und erzählten uns unsere Geschichten, bekifft und verzaubert. Ich dachte, der Zauber ginge vom Meer aus und vom Mondlicht auf dem Wasser, aber das war es nicht.

Manchmal roch ich ihn. Ich roch das Meer und den Joint und hin und wieder diesen zarten Duft nach Vanille. Ich hörte das Schwappen und Glucksen der Wellen, das Klingen der Schäkel von den unsichtbaren Yachten und seine Stimme, die rau war und dunkel und meine Sprache sprach.

Manchmal berührten wir uns, aber das waren nur zufällige Berührungen. Wir waren einander auf andere Art nahe, so nahe, wie sich zwei Menschen nur kommen können, die sich eben erst kennengelernt haben und wissen, dass sie sich spätestens am Morgen wieder trennen werden. Vielleicht hat er nur deshalb so viel

von sich preisgegeben. Denn bald war er es, der erzählte und ich, die zuhörte. Obwohl sich in der Magie dieser Nacht die Grenzen zwischen Ich und Du verwischten und ich heute nicht mehr weiß, was er ausgesprochen hat und was ich verstanden habe, obwohl es unausgesprochen blieb. Weit weg von Deutschland.

In Deutschland hätte er mir das alles bestimmt nicht erzählt. Und ich bin nicht sicher, was er davon halten würde, wenn er wüsste, dass ich es aufschreibe. Aber ich muss es tun, muss die Geschichte loswerden, die auf mich übergegangen ist in jener Nacht. Er wird das verstehen, denn auch er wollte sie loswerden ...

2

Die Angst, sagte er, war wie ein Dauerton im Ohr, ein feiner, hoher Ton, immer da, nicht immer wahrgenommen, aber immer da wie die Verkehrsräusche von der kleinen Durchfahrtsstraße, an der das heruntergekommene Haus lag, das er gemietet hatte, um sich in Sicherheit zu bringen. In Sicherheit auf dem Land in einem Ort, der nicht nur reizlos war, sondern hässlich: eingeklemmt zwischen zwei Bergrücken – lichtlos und eng. Aber das Haus war von Bäumen umgeben, Pappeln, Birken, Fichten, Nuss- und Apfelbäumen, ein kleines Wäldchen; und es war wegen dieses Wäldchens, dass er den Mietvertrag sofort unterschrieben hatte, obwohl der Vermieter ihn, mürrisch aber korrekt, darauf hingewiesen hatte, dass es an einigen Stellen durchs Dach regnete.

Wegen des Wäldchens und weil der Mietpreis gering war. Peter Pergande – *ich nenne ihn so, weil er einen Namen haben muss, auch wenn es nicht sein wirklicher Name ist* –, Peter Pergande also hatte kein Geld. Er hätte Geld verdienen können, im Westen mit dem, was er im Osten gelernt hatte, Wände anstreichen, aber das Wände Anstreichen war ihm zuwider, lieber lebte er von

Gelegenheitsjobs, am Rande der Gesellschaft, da, wo er immer gelebt hatte, sich einfügen als Anstreicher konnte er nicht. Aber er hatte nichts anderes gelernt. An Abitur und Studium war nicht zu denken gewesen, so wie er das Maul aufgerissen hatte, mehr als unvorsichtig, ohne sich über die Folgen im Klaren zu sein, sagte er. *Und ich verstand, dass er nicht anders konnte, das Maul aufreißen musste, immer und immer wieder mit seinen Ketten rasseln, in einem Augenblick die Macht herausfordern, im nächsten sich ducken, immer im Wechsel, manchmal fast gleichzeitig. Der Leser, bei dem ich diese Geschichte abzuladen gedenke, wird sich fragen, wie soll das gehen, gleichzeitig Rebell und Duckmäuser? Darauf muss ich antworten, ich weiß es auch nicht, aber ich weiß, dass es geht. Auch die großen Rebellen haben einen kleinen Duckmäuser in sich, und wahrscheinlich haben auch die großen Duckmäuser einen Däumling von einem Rebellen in sich.* Jedenfalls war Peter Pergande eine verkrachte Existenz (sagte er), nicht mehr jung und noch nicht alt, aber schon ziemlich müde. Müde von vielen vergeblichen Versuchen, irgendwo Fuß zu fassen.

Anfangs hatte er noch gehofft, wenigstens dieser kleine, dumpfe, saubere Ort im Westen, weit weg von den Orten seiner Niederlagen, würde ihn aufnehmen.

Ich bin im Westen aufgewachsen. Ich habe mich selbst einmal aufs Land zurückgezogen und denke noch heute mit Schaudern daran, wie es zugeht auf diesen Dörfern. Du sitzt am Wirtshaus-tisch als eine aus der Stadt mit rot gefärbten Haaren und kannst ihre Gedanken hören. Der Wirt ist ein kleiner dürrer Mann, der seinen Kirschschnaps brennt, seinen Saueimer hat und auf den Acker fährt. Sein Wahlspruch ist: Was der Meister sagt, ist recht. Die Wirtin hat ein Schnupftuch in der Schürzentasche, und wenn sie geheult hat, wischt sie sich damit vor der Tür zum Gastraum über die Augen, schneuzt sich, steckt das Tuch weg und öffnet die Tür zum Gastraum mit strahlendem Gesicht, Ei Gude, dann hält

sie immer die gleichen Schwätzchen mit immer den gleichen Gästen, tagein tagaus, und einmal in der Woche ist Ruhetag, und einmal im Jahr gibt es Dicke-Backen-Musik in der mit Luftschlangen geschmückten Turnhalle.

Peter Pergande ging hin, obwohl er den Geruch nach gebratenen Würstchen nicht ausstehen konnte und auch nicht wirklich zu *ihnen* gehören wollte, den Bauern, die keine mehr waren und ihren Söhnen und Töchtern, die in der Stadt arbeiteten. Er ging hin, weil der Trieb, irgendwo dazuzugehören, nach all den Jahren seines unsteten Lebens immer noch in ihm wirksam war, etwas wie eine alte Gewohnheit, über die man sich keine Rechenschaft mehr ablegt, wenn sie auch längst überlebt ist. So saß er an einem der langen Biertische und bildete sich ein, nicht weiter aufzufallen, obwohl *er* als Reisender in einem afrikanischen Dorf den Tänzen nur mit einem Lendenschurz bekleideter Leiber mit weniger Befremden zugeschaut hätte als diesem germanischen Gehopse unter den hochgezogenen Reckstangen.

Er hatte das Haus renoviert, war gerade eingezogen und glaubte, noch guten Mutes, seine Bereitschaft teilzunehmen und die Entschlossenheit, sein Befremden zu kaschieren, würden alles andere aufwiegen. Bis eine Frau Schmidt oder Müller, die mit Mann und Tochter eines der Nachbarhäuser bewohnte, das nichts Ansprechendes, aber ein ordentliches Dach hatte, ihm quer über den Tisch zurief: Herr Pergande! *Das* hätte ich nicht erwartet, *Sie* hier zu sehen! Wie kommen *Sie* denn hierher?

So als habe er hier nichts zu suchen. Peter Pergande erklärte, er sei auf seinen zwei Beinen gekommen und machte sich bald darauf davon wie ein Tröpfchen, das von einem soliden wasserabstoßenden Stoff herunterperlt.

Das Haus war in den Hang gebaut und zur Straße hin durch eine Mauer geschützt. Wie eine kleine verwaarloste Festung lag es unmittelbar am Fahrweg, es gab nicht einmal einen Bürgersteig.

Peter Pergande heizte mit Holz und trug gerade trockene Stöckchen zum Feueranmachen zusammen, als er unten auf der Straße Kinderstimmen hörte. Es waren zwei Mädchen, das sah er mit einem Blick über die Terrassenbrüstung.

Sie waren vor seinem Haus stehengeblieben und flüsterten miteinander. Sie konnten ihn nicht sehen, aber er konnte sie hören, ihr verschwörerisches Getuschel, aus dem er zwei Wörter heraushörte, nur zwei Wörter, die ihm sagten, dass er gemeint war: schwarzer Mann.

Ich hörte das Meer schwappen, ein müdes, gelangweiltes Schwappen, und hinter uns das leise Schurren über den Sand, wenn das Wasser zurückwich und die Kiesel mitnahm, und wusste, dass er die Luft angehalten und sich geduckt hatte mit seinen Stöckchen in der Hand hinter der Terrassenbrüstung, als sei es wichtig, dass er nicht gesehen wurde, obwohl es bloß Kinder waren, irgendwelche kleinen Mädchen aus dem Ort, die er noch nie gesehen hatte; plötzlich war er wieder der schwarze Peter, ein vom Ganzen abgebrochenes Stück – den Mann, der gedacht hatte, er sei angekommen in dem von Bäumen beschützten Haus am Hang, gab es nicht mehr. Ich weiß noch, wie das Holz des Landestegs sich anfühlte, die Bretter waren voller Splitter, ich spürte sie unter den Handballen und wusste, dass er sich in diesem Moment mit ihren Augen gesehen hatte, eine Gestalt, die Kindern einen Schrecken einjagt – wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?

Auf leisen Sohlen verschwand Peter Pergande im Haus und machte weiter mit seinem Alltag, stur weiter, setzte sich an seinen Schreibtisch und füllte die Fragebogen eines Marktforschungsinstituts aus, pro Interview gab es zweiundzwanzig Mark, er hatte

genug Phantasie, sich in eine dreißig- bis vierzigjährige Hausfrau hineinzudenken. *Aber das Atmen fiel ihm jetzt wieder schwerer: Er ahnte, dass aus dem Mund der Gören etwas gesprochen hatte, das im Ort herumgeisterte.*

Dann kamen Todesfälle vor. Eine schwachsinnige, alte Frau aus der Nachbarschaft, ein Familienvater, ebenfalls aus der Nachbarschaft, ganz plötzlich war er tot, im Ort läuteten die Glocken. Niemand hatte Peter Pergande zur Beerdigung eingeladen, und während er gerade einen Fragebogen ausfüllte, in dem es darum ging, ob Hustenbonbons gelb oder grün sein sollten, fürchtete er plötzlich, man könne ihm die Tode anlasten. Die alte Frau war an Magenkrebs gestorben, der Familienvater an einem Herzanfall, alle wussten das, niemand verdächtigte ihn, und er selber wusste ja, dass er nichts damit zu tun hatte. Es war nur ein Gedanke, der aus den lichtlosen Tiefen seiner Seele auftauchte, in denen das Ungeheuer seiner Kindheit hauste. Wofür bist du da? Glaubst du, du bist nur zum Fressen und zum Scheißen da? *Ein Augenblick der Stille und wieder das Schwappen. Wie ein nicht ganz regelmäßiger Atem. Ich sah ihn von der Seite an. Sein Gesicht war dem Meer zugewandt, und er sprach nicht zu mir hin. Ich sah weg, auf das dunkle Wasser unter unseren vom Landesteg baumelnden Beinen und war mit ihm in der Küche seiner Kindheit am wachstuchgedeckten Tisch und wusste nicht mehr, ob es mein Finger oder sein Finger war, der sachte, sachte die Hand des Ungeheuers streichelte, bis es einschlief; nicht immer, aber manchmal gelang es, das Wutschnaubende zu besänftigen.* Seine ganze Angst war in der Fingerspitze, alles kam darauf an, dass sie ihre Sache gut machte. Er wusste immer noch, wie der Handrücken sich angefühlt hatte. Glitschig und ledern – wie eine Nacktschnecke. Ihm wurde immer noch übel, wenn er an den Geruch dachte, den er hatte einatmen müssen, während sein Finger unaufhörlich streichelte. Damals wusste er noch nicht, dass es Alkoholgestank war.

Mehr Glockenläuten. Kränze im Blumenladen. Schwarzgekleidete, die von Beerdigungen heimkehrten.

In der Stille nach dem Glockenläuten wurde die Angst laut. Umsonst zählte der schwarze Peter in Gedanken die Gründe auf, warum er es nicht gewesen sein konnte. *Es waren gute Gründe, gewichtige Gründe. Aber es ging nicht um Gründe.* Was hab ich denn getan? Das weißt du ganz genau! Der Verdacht hielt sich (in ihm, nur in ihm, er wusste das, aber es half nichts), hielt sich wie ein Gerücht, das irgendjemand aus der Luft gegriffen und in die Welt gesetzt hat, das auftaucht, verschwindet und wieder auftaucht, bis man meint, es muss doch etwas dran sein, irgend etwas muss dran sein. Was hab ich denn getan? Das weißt du ganz genau! Erst war er das Bastardchen, dann der schwarze Peter, dann der Schwarze und schließlich nannten sie ihn nur noch den Neger. Seine Mutter war Moll Pergande aus Pomellen, sein Vater Papo Pabon aus Kuba. Von ihm hatte er das Kraushaar und die dunkle Haut geerbt. Später wurde er oft gefragt, wie es komme, dass er so gut deutsch spreche.

Diese Frage brachte ihn immer noch auf wie keine andere. Wer ihn *das* fragte, war für ihn gestorben, wie vom Schlag getroffen. Es kam aber auch vor, dass er die Frage überhörte, nicht weil er sie überhören wollte, er hörte sie einfach nicht, scheinbar ohne sein Zutun. Und das war vielleicht gut so, weil ihn diese Frage früher in ein wutschnaubendes Ungeheuer verwandelt hatte, und da war kein Fingerchen gewesen, das ihm sanft über den Handrücken strich. Wie kommt es, dass du so gut deutsch sprichst? Und schon war der schwarze Peter außer sich und schlug zu mit einer Brutalität, die ihm unheimlich war, hinterher, wenn es vorbei war. Dann schämte er sich und wollte nichts mehr davon wissen. Doch die Scham über Demütigungen, die er eingesteckt hatte, war schlimmer und hielt länger an. Und das Ducken konnte er sich noch weniger verzeihen als die Schläge,

die er ausgeteilt hatte. Früher. Er schlug nicht mehr, schon lange nicht mehr. Aber als die beiden Polizisten kamen, zählte das nicht.

Sie hatten geklingelt. Er schaute oben aus dem Fenster. Sie waren in Zivil, der eine stand vor dem Tor, der andere hielt ihm seinen Ausweis entgegen.

4

Sie wollten ihn sprechen. Peter Pergande glaubte zu wissen, was das zu bedeuten hatte.

Ich mache auf, sagte er, schloss das Fenster, schnappte sich seinen Pass und die Brieftasche, rannte auf die Terrasse, das Gartentreppechen hoch, den Weg entlang, kletterte über die Steine in den Nachbargarten, lief über die Wiese in den Wald.

Zwischen den Bäumen blieb er stehen.

Es war Sommer und Peter Pergande war wieder auf der Flucht. Wohin wusste er nicht. Er wusste nur, dass die beiden Kriminalbeamten unten am Tor standen und er weg musste, bloß weg.

Er nahm den Pfad durch den Wald, bis er auf die kleine Straße kam, die zwischen Feldern über die Hochebene führte. An manchen Tagen konnte man von hier aus die Wolkenkratzer von Frankfurt sehen, unwirklich und verheißungsvoll im Dunst.

Pergande war gerne hier spazierengegangen, unter dem weiten Himmel, in dem bis in den Juli hinein die Lerchen sangen. Jetzt mochte er dort nicht sein, weithin sichtbar für jeden. Vielleicht hatten sie schon gemerkt, dass er geflohen war und fuhren mit dem Auto die Gegend ab.

Er überquerte die Höhe und lief an Weidezäunen entlang hinunter in den Wald.

Die Bäume boten Schutz. Zwischen den Bäumen konnte er sich immer verstecken.

Er lief nicht mehr, er ging schnell, schweratmend und voller Angst. Durch den Wald. An dem Nachbarort vorbei. Es war Mittag. Niemand unterwegs. Weiter. Peter Pergande kannte die Gegend. Noch war ihm alles vertraut, noch wusste er, wo er war und wie er gehen musste, um nicht gesehen zu werden. Weiter. Ein Wiesenstück, dann wieder Wald, ein Wäldchen, das von einer kleinen Straße geteilt wurde, derselben, die über die Hochebene führte. Ein Wagen kam ihm entgegen.

Pergande flüchtete in das Wäldchen, versteckte sich hinter einem Baum, hielt den Atem an, wartete darauf, dass der Wagen anhielt.

Der Wagen fuhr vorüber. Wieder auf die Straße. Weiter. Vorbei an einem einzeln stehenden Gehöft. Rinder auf den Weiden. Verkehrsgeräusche aus der Ferne. Peter Pergande wusste, welche Straße das war und wohin sie führte. Pferde. Friedlich grasende Haflinger, die Schweife in Bewegung gegen die Fliegen. Pergande entspannte sich für einen Augenblick. Vorbei an einem Ausflugslokal – nur wenige Autos auf dem Parkplatz. Wieder in den Wald. Auch diesen Wald kannte er noch. Es war ein dunkler Wald, in dem überall nackte, bleigraue Felsbrocken herumlagen. Schon schmerzten die Füße. Und plötzlich tat ihm alles weh, die Schultern, der Rücken, er konnte nicht mehr.

5

Pergande verkroch sich unter einem herabhängenden Felsen. Der Himmel hatte sich zugezogen. Die Luft war feucht und regenschwer. Er fror. Er hatte Hunger. Und Angst, eine Angst, die anders war als die, die ihn vorangetrieben hatte, das war Panik gewesen, helle Verzweiflung, das war vorbei. Was er jetzt empfand, war lähmende Angst, nicht mehr Angst vor etwas, nur noch Angst, sein eigener Körper war ihm plötzlich fremd und

unheimlich geworden. Er spürte die Angst nicht mehr, sie war da, aber er spürte sie nicht; was jetzt noch blieb, war Reue, nicht Reue über irgendetwas Bestimmtes, ihm fiel nichts ein, keine Tat, die er wirklich bereute, es war die allgemeine, allumfassende Reue des kleinen Jungen von einst: Was hab ich denn getan? Das weißt du ganz genau!

Diese alte Reue, die ihn jetzt zu einem Nichts machte, das verwundert dem Gurren einer verliebten Waldtaube zuhörte. Wie konnte die so gurren, wenn er gerade zutiefst bereute, dass er war, wie er war? Wind kam auf. Die Taube schwieg, die Blätter rauschten, Peter Pergande richtete sich auf. Später hieß es: Was willst du? Wenn man den Mund gehalten hat, konnte man ganz gut leben. Dieser Satz hatte ihn fast so aufgebracht wie der andere. Aber er hatte nicht zugeschlagen. Er hatte sich umgedreht und war gegangen.

Und jetzt war ihm wohler. Er hatte den Mund nicht gehalten, das war alles. Er hatte sich aufgelehnt, und sie wollten ihn fertigmachen. Immer hatten sie ihn im Morgengrauen aus dem Bett geholt, und immer war das erste Verhör das längste gewesen. Und immer war der eine grob, der andere freundlich, der eine nannte ihn Arschloch, Pfeife, Tanzmaus, der andere sagte: Wir wollen doch nur Ihr Bestes, nur dass Sie das Falsche Ihrer Handlung einsehen.

Sie waren zu zweit gewesen und er allein. Sie schwimmen gegen den Strom, Pergande, und dafür müssen Sie büßen. Ihre Gesichter hatte er längst vergessen und ihre Namen auch, sie waren vielleicht schon tot, so lange war das her, aber die Worte waren haften geblieben, die Prügel, die danach kamen – verschmerzt, aber nicht diese Worte und nicht die Strafe. Da wollte er nie wieder hin.

Sie hatten ihn in eine Einzelzelle gesteckt. Er saß auf der Pritsche und hörte seine Haare wachsen. Und wenn er den Schlüssel im

Schloss hörte, war er fast dankbar, aufstehen und Grundstellung annehmen zu dürfen. Es war ihm egal, dass er keinen Namen mehr hatte, nur noch die Zellennummer. Und er empfand Erleichterung, wenn er durch die leeren Flure zum Verhör geführt wurde, weil er wusste, dass er gleich mit jemandem reden würde. Das vergitterte Fensterchen oben in der Wand. Er musste auf den Stuhl steigen, um die Mauer zu sehen. Und jenseits der Mauer Mietshäuser. Die erleuchteten Fenster am Abend. Unvergessen die Sehnsucht, mit der er zu den Fenstern hinübergeschaut hatte, Fenster, hinter denen er Menschen wusste, auch wenn er nie jemanden sah, zu weit weg. Das Licht sagte ihm, dass sie da waren. Er stellte sich nicht vor, wer sie waren und wie sie waren, er wäre nur gern einer von ihnen gewesen.

6

Pergande stand auf und ging weiter durch den Wald, in dem es bereits zu dämmern begann. Irgendwo musste er schlafen. Gasthaus war zu gefährlich. Nicht weit genug weg. Schuppen, Scheune, Gartenlaube.

Als er aus dem Wald herauskam, dämmerte es über den Wiesen. Ein schwacher, süßlich sinnlicher Duft. Pferde. Eine abgegraste Weide. Ein Unterstand. Peter Pergande zwängte sich zwischen den Weidebändern hindurch und ging langsam an Queckeninseln vorbei auf den Unterstand zu. Leer. Der Geruch nach Pferdeäpfeln, jetzt penetrant. Kein Stroh.

Peter Pergande machte kehrt und wollte zurück über die Weide, um einen anderen Ort zu suchen, als er einen Mann mit Jägerhütchen und Gewehr über der Schulter sah, der sich auf einen Hochsitz am gegenüberliegenden Waldrand zu bewegte. Schnell zog er sich in den Unterstand zurück und beobachtete durch die Bretterritzen, wie der Mann die Leiter hochkletterte.

Die Beine verschwanden. Peter Pergande wartete eine Weile und spähte dann zur Türöffnung hinaus. Der Mann hatte es sich auf dem Hochsitz gemütlich gemacht, das Gewehr über den Knien.

Peter Pergande war gefangen. Er hatte Hunger. Ihm war kalt. Er war es nicht mehr gewohnt, draußen zu schlafen, ohne Decke. Nicht mehr gewohnt, hungrig einzuschlafen. Gestern eingekauft. Der Kühlschrank voll. Butter, Milch, Joghurt, Schweizer Käse, Camembert, Paprikaschoten, Tomaten ... Der schwarze Peter wusste nicht so recht, warum sie ihn verhaften wollten, aber er wusste genau, was er im Kühlschrank hatte. Und jetzt wüten der Hunger. Und Hass auf den Kerl da oben, der in aller Ruhe zu Abend gegessen hatte. Rippchen mit Sauerkraut. Und dann hatte er sein Gewehr aus dem Schrank geholt und das Hütchen aufgesetzt.

7

Pergande lag mit offenen Augen in einer Ecke des Unterstandes und sah zu, wie es dunkel wurde. Irgendwann schlief er ein. Er träumte, er wäre unterwegs, hatte aber keine Karte dabei, nur einen Fetzen, den Fetzen einer Karte, der ihm nicht weiterhalf. Er hatte keine Ahnung, wohin er sich wenden sollte. Er fand einen Mann, den er fragen konnte, aber er hatte den Namen des Ortes vergessen, wo er hin wollte. Der Mann war geduldig, aber Peter Pergande mühte sich verzweifelt und vergebens, sich an den Namen des Ortes zu erinnern. Er wusste, dass er dahin wollte, aber er konnte den Ort nicht nennen.

Seine Verzweiflung war so groß, dass er aufwachte und im ersten Augenblick nicht wusste, wo er war, bis der Pferdegeruch ihn erinnerte. Es war stockdunkel. Er tastete sich ins Freie. Kein Stern am Himmel. Kein Mond. Und Stille. Kein Geräusch außer dem fernen Dröhnen eines Flugzeugs – *draußen Nacht*

und drinnen das gedämpfte Licht, der Atem vieler Menschen und das gleichmäßige Brummen der Motoren, vielleicht wurde gerade das Essen ausgeteilt, jeder mit einem kleinen widerlichen Tablett vor sich, vorne packten sie das Plastikbesteck aus, hinten hatten sie schon aufgegessen und warteten darauf, dass das Tablett weggenommen wurde, eingepfercht, müde, aber doch mit einem Ziel vor sich, jeder mit seinem Wohin.

Peter Pergande tastete sich in seine Ecke zurück und legte sich wieder hin. Lag da mit offenen Augen und wartete darauf, dass es hell wurde. Doch die Stille sagte ihm, dass es mitten in der Nacht war. Er schloss die Augen, versuchte zu schlafen. Es ging nicht. Er glaubte, den Gestank keinen Augenblick länger ertragen zu können und vergaß ihn dann doch über den Versuchen, sich zu rechtfertigen, an die Bretterwand gedrückt, die Vorhaltungen im Ohr, nur die Worte, nicht die Stimmen. Er hörte die Stille draußen und wusste, dass er allein in dem Unterstand lag, aber in seinem Kopf, der auf dem Arm ruhte, damit die Backe nicht mit dem Dreck in Berührung kam, war gestern heute, und das Gestern hatte jetzt, zwischen Schlaf und Wachen, mehr Macht über ihn als damals zu den Zeiten der Verhöre, bei denen es nur eines gab: beharrliches Leugnen, alles abstreiten. Auch wenn das Beweismaterial erdrückend war, arbeitete er sich doch immer wieder darunter hervor, wie ein verschütteter Käfer, der nicht aufgibt.

Er gab sich nicht auf, obwohl die Versuchung groß war, alles zu gestehen. Gestehen und auf Gnade hoffen. Aber er wusste, dass er keine Gnade zu erwarten hatte. Sein Mund wurde trocken, so trocken, dass der Gaumen bei jedem Wort klickte. Es war ein unangenehmes, hässliches Geräusch. Er hörte es und konnte es nicht ändern. Sein Versuch, sich herauszureden, klang dadurch noch unglaublicher, wurde noch hoffnungsloser als er ohnehin schon war. Trotzdem gab er nicht auf.

Das mit dem Gaumenklicken war ihm nur einmal passiert. Es war ein Verhör im Gefängnis gewesen. Sie hatten eine Schreibmaschine dabei und ihre Ledermäntel lagen über einem Stuhl, zum Zeichen, dass sie von draußen kamen. Und das allein machte sie ihm schon überlegen. Er war drinnen. *Draußen* war nicht nur das Freie im Gegensatz zu geschlossenen Räumen, *draußen* war alles, die ganze Welt, alles was nicht Knast war, auf *draußen* richtete sich alles Wünschen, alles Hoffen, und jetzt war er schon so lange wieder draußen und war sie immer noch nicht losgeworden.

Seine Gedanken verwirrten sich, ohne dass er es bemerkte. Er hatte das Gefühl, dass er ganz klar dachte und es unangenehm, aber völlig normal war, dass er sie nicht hatte loswerden können und sie jetzt mit ihm in diesem Unterstand waren. Wo er war, das wusste er noch, auch wenn er die Pferdeäpfel schon nicht mehr roch. Er schlief noch nicht und *sah* sie nicht in seinem Unterstand, spürte nur, dass sie da waren, gesichtslos, namenlos, nicht irgendwo draußen, sondern in ihm drin. Mit einem Ruck kam er aus dem Niemandsland zwischen Schlaf und Wachen zurück. Er würde sie mitnehmen, wenn er den Unterstand verließ. Was draußen war, konnte er erschlagen. Immer schlagen. Was musst du dich mit allen rumschlagen? Der Junge hat den Teufel im Leib. Du kommst in die Besserungsanstalt, da werden sie dir den Teufel schon austreiben. In der Besserungsanstalt war er nicht gelandet, aber das letzte Mal, als er Mutti gesehen hatte, hatte sie ihm zwei Worte mit auf den Weg gegeben: Bessere dich! Ihr Ton war nachsichtig gewesen. Er war gegangen. Er hatte nicht gewusst, dass er ihr nur noch in seinen Träumen begegnen würde.

Es gab ein Grab, das er gesehen hatte, nachdem die Grenze verschwunden war. Er war hingefahren, und schon der Anblick der Landschaft und der Dörfer hatte sich ihm wie Mehltau auf die Seele gelegt. Alles flach, alles grau. Mal eine Katze auf der Straße, mal eine alte Frau. Die Hermeswagen vor den Türen und die Jugendlichen, die mit neuen chromglänzenden Mopeds durch den einst verbotenen Wald knatterten.

In dem einstmals verbotenen Wald war Peter Pergande auf eine Mauer gestoßen. Er wollte sehen, was dahinter war und kletterte hinüber. Drüben war es still. Keine Bäume, kein Rauschen. Die Verbotsschilder standen noch. Leer die Kasernen mit den Wandgemälden der russischen Soldaten, Schweigen in den Bunkern und eine Wasserlache in einem der Zugänge. Eine Plexiglasschleuse mit Gummihandschuhen. Diese Gummihandschuhe mit ihren labbrigen Fingern. Peter Pergande machte kehrt, überquerte den Schießübungsplatz und kletterte wieder über die Mauer zurück auf den Weg, den einstmals betonierten Waldweg, der zum Flugplatz führte und schon wieder von einer Erdschicht bedeckt war, durchwühlt von Wildschweinen, die schnell herausgefunden hatten, dass ihre lebendige Nahrung sich hier, durch den Beton aufgehalten, nicht tiefer in den Boden zurückziehen konnte.

Er hatte für einen Findling gesorgt, auf dem er dann ungläubig den Namen seiner Mutter gelesen hatte. Es war ihm unbegreiflich, wie dieser Name auf den Stein kam, und noch unbegreiflicher war ihm, dass ihre Hand unter der Erde war, auf der er stand. Aber in ihm lebte sie weiter und kam hervor, nachts, wenn er schlief und sich nicht wehren konnte. Sein Körper war ihre Behausung, irgendwo da drinnen hatte sie Unterschlupf gefunden, und er konnte nicht in sich hineinlangen, um sie sachte streichelnd zu besänftigen. Oder aus sich herauszureißen.

Sie war wie ein alter Essigbaum, dessen Wurzeln sich im Erdreich ausgebreitet haben und die noch lange, nachdem der Baum gefällt ist, Triebe aus der Erde schicken, weitab von der Stelle, an der er gestanden hat, Schößlinge, die nachwachsen, auch wenn man sie ausreißt. Schon tief abgesunken in den Schlaf, schoss er hoch wie ein Taucher, der einer Krake begegnet ist, durchbrach die Oberfläche und war wieder hellwach.

9

Fahles Licht in der Türöffnung. Peter Pergande stand auf und sah, dass der Mond aufgegangen war, fast rund über dem Waldrand, der Hochsitz war leer. Er dachte daran weiterzugehen, als sich eine Wolke über den Mond schob und es wieder stockdunkel war. Er kehrte in seine Ecke zurück und legte sich wieder hin. Ihm war kalt.

Jetzt eine Frau, die Wärme eines anderen Körpers. Ihm fiel ein, dass er sich rasieren musste. Unrasiert würde er noch mehr auffallen. Er brauchte Rasierzeug und frische Kleidung. Zahnbürste, Zahnpasta. Wenigstens den verrotteten Geschmack im Mund loswerden. Einen Augenblick dachte er daran, noch einmal zurückzugehen, nach Hause, holte in Gedanken den Rucksack aus dem Schrank, packte Hemd und Hose ein, stand im Bad, Rasierzeug, Zahnbürste, die alltäglichen Handgriffe hatten etwas Beruhigendes. Handtuch, Seife, gut gegen die Angst, da wusste man, was man tat und warum. Aber ihm war klar, dass er nicht zurück konnte. Das Risiko war zu groß. Wegen ein paar Mark in die Falle laufen? Zurück konnte er nicht, aber vor konnte er plötzlich auch nicht mehr. Geld ausgeben für Rasierzeug, wenn er zu Hause welches hatte. Geld für Kleidung und zu Hause der Schrank voll. Und eben erst eine Tube Zahnpasta gekauft. Ihm wurde eng um die Brust. Er musste sparen.

Der Gedanke an Geld schnürte ihm die Luft ab, er hatte keins, nicht genug, nur ein bisschen, er musste sparen, sein Geld zusammenhalten, sparsam leben. Den Daumen in der geballten Faust versteckt, fiel er in Schlaf und musste unbedingt zur Straßenbahn, doch der Zugang war verbaut durch alle möglichen Eisenkonstruktionen. Da war so etwas wie eine Baustelle, nichts als kaltes, gezacktes Metall. Jemand war hinter ihm her, er musste unbedingt weg. Alles leer, kein Mensch außer einem Freund, der voranging. Es war dunkel. Der Freund war im Begriff, in der Dunkelheit zu verschwinden und ihn allein zurückzulassen. Er rief ihm nach: Warte auf mich! Da war der Freund schon weg.

Als Peter Pergande diesmal aufwachte, war es noch nicht hell, aber die Bretterwände traten schon schemenhaft aus dem Dunkel. Die Stille war nicht mehr so atemberaubend. Irgendwo im Wald begann ein Vogel verschlafen zu zwitschern. Irgendwo am Himmel dröhnte ein Flugzeug. Peter Pergande stand auf, die Glieder schmerzten. Ein bläulicher Schimmer lag in der Luft. Er verließ den Unterstand, überquerte die taufeuchte Weide und fand den Pfad, auf dem er gekommen war.

10

Im Morgengrauen erreichte er ein Dorf. Es waren nur ein paar Häuser entlang der Straße. Geschlossene Tore, heruntergelassene Rollläden. Einmal fuhr ein Auto vorbei und hinter einem Tor bellte plötzlich ein Hund. Peter Pergande fuhr zusammen. Der Hund steckte die Schnauze unter dem Tor durch und schnaufte laut. Peter Pergande ging schneller.

Er kam zu einem Laden. Natürlich geschlossen. Nirgends ein Licht, nur die Straßenlaternen brannten noch. Verdreckt und nach Pferd stinkend, stand er auf der leeren Straße und hasste alles, was hinter den verrammelten Türen und Fenstern lebte.

Ein Lastwagen donnerte durch das Dorf. Peter Pergande hielt die Luft an, um den Abgasgestank nicht einatmen zu müssen.

Der Lastwagen entfernte sich mit holperndem Anhänger. Am Ortsausgang leuchtete ein Tankstellenschild.

Hoffnungsvoll setzte Peter Pergande sich in Bewegung. Essen. Trinken, vielleicht ein Kaffeeautomat.

Kein Wagen vor den Zapfsäulen. Der Verkaufsraum nur schwach beleuchtet. Die Tür verschlossen. In der Scheibe sah der schwarze Peter sich selber, wie er dastand und in den Verkaufsraum hinein starrte und hinter sich die Straße und den gegenüberliegenden Hof und vor sich, jenseits der Scheibe, alles, was er brauchte und noch viel mehr, reihenweise Getränke und Süßigkeiten, bloß zwei, drei Meter weit weg aber unerreichbar, die verfluchte Scheibe war dazwischen. Er hätte gern dagegen getreten, wenigstens das, aber er spürte den Schmerz schon im voraus – einmal hatte er sich bei einer solchen Gelegenheit den Zeh gebrochen.

11

Die Landschaft weitete sich, die Nacht war lange her. Der schwarze Peter fror nicht mehr, er hatte gegessen und getrunken und ging, beinahe heiter, durch Licht und Schatten, wusste immer noch nicht wohin, hatte aber eine Richtung.

Er hatte eine Karte gekauft und folgte einem Wanderweg, der nach Süden führte. Eingehüllt in seinen Pferdegeruch, an den er sich schon so gewöhnt hatte, dass er ihn nur noch wahrnahm, wenn er von praktischen Überlegungen, was als nächstes zu tun war, abkam und an die beiden Polizisten dachte. Dann schnüffelte er angewidert und sehnte sich nach Wasser.

Auf der Karte war ein kleiner Waldsee eingezeichnet, da wollte er hin.

Es war um die Mittagszeit, als er auf einen Parkplatz stieß. Ein Auto neben dem anderen. Ferienzeit, Wochenende.

Zwischen den Bäumen schimmerte Wasser. Der schwarze Peter ging darauf zu wie jemand, der nach Hause kommt. Erreichte eine Schneise, die zum See hinunter führte. Blieb stehen, schaute.

Der See war von Bäumen umgeben, die bis ans Wasser wuchsen. Es gab nur zwei kleine Sandstrände. Beide voller Menschen. Das Kindergeschrei drang bis zu ihm herüber. Er war müde, wollte schlafen, schwimmen und schlafen. Er brauchte ein ruhiges Plätzchen, doch da war nichts. Überall Wald oder Schilf. Die Schneise zu nah am Weg, jeder konnte ihn sehen. Und der Boden aufgeweicht, kein Gras, bloß Dreck und Schlamm.

Unschlüssig stand er herum, als ein Wagen langsam den Weg hochkam. Der schwarze Peter sah die Uniformhemden und setzte sich in Bewegung, scheinbar gemächlich zum nächsten Baum. Kehrt ihnen den Rücken zu. Tat, als ob er pinkelte. Alle Sinne nach hinten gerichtet. Das Geräusch der Reifen auf dem Waldboden. Vorbei. Im Geiste hatte der schwarze Peter sich schon mit offenem Hosenlatz durch den Wald hetzen sehen.

Er ging zum Wasser hinunter. Entdeckte ein verstecktes Plätzchen, eine von Gebüsch umgebene Grasinsel. Bahnte sich einen Weg durch die Büsche, riss sich die Kleider vom Leib, watete durch den Morast in den See. Das Wasser war kalt und dunkel.

Der schwarze Peter kraulte auf den See hinaus, drehte sich auf den Rücken und schaute in den Himmel. Blau und keine Wolke, nur ein zerfasernder Kondensstreifen, überquert von einem blass-silbernen Pfeil.

Als er zum Ufer zurückkehrte, diesmal ohne zu kraulen, sah er die Frau. Sie schwamm mit kräftigen Zügen auf die kleine Schneise zu. Das Gesicht tauchte ein, tauchte auf, tauchte ein, und wenn es auftauchte, öffneten sich die Augen, die schwarz

waren und vom Wasser verschleiert. Ihr Haar war lang und glatt und trieb wie eine schwarze Schleppe hinter ihr her.

Die Frau hatte das Ufer erreicht und watete jetzt aus dem Wasser, vorsichtig durch die modernden Blätter. Peter Pergande sah die kleinen Rinnsale, die aus dem nassen Haar über den braunen Rücken flossen. Ihr Körper war mollig, nicht mehr jung, aber aufreizend mollig. Ihre Haut war dunkel, nicht so eindeutig dunkel wie seine, aber diese Bräune war nicht nur Sonnenbräune, dafür hatte er einen Blick. Und die Art, wie ihr Hintern sich rundete, fleischig und fest, war ebenfalls nicht deutsch, auch dafür hatte der schwarze Peter einen Blick. Er dachte daran, wie ein solcher Hintern sich anfühlte, und wurde sich der Leere seiner durch das Wasser gleitenden Hände bewusst. Sie hob die Arme. Er sah die schwarzen Büschel unter ihren Achseln und glaubte den Schmerz nicht ertragen zu können. Gleich würde sie fort sein. Er würde ihren Namen nie erfahren und niemals ihre Stimme hören.

Den Kopf zur Seite geneigt, wrang sie das Haar aus. Es war eine selbstvergessene Geste, die der schwarze Peter mit einem Gefühl beobachtete, in dem sich Ehrfurcht und Eifersucht mischten. Jeden Tag konnte sie dieses Haar berühren, wann immer sie wollte. Sie spürte seinen Blick und drehte sich um. Ihre Blicke trafen sich, ganz kurz nur, dann ließ sie die Arme sinken, ging schnell die Schneise hoch und verschwand auf dem Pfad, auf dem der Polizeiwagen gekommen war.

Peter Pergande watete ans Ufer, legte sich in seinem Grasinselchen auf den Rücken und sah zu, wie der Kondensstreifen sich langsam auflöste. Ihr Blick war nicht gleichgültig gewesen, keiner von den Blicken, die einen bloß streifen, ohne etwas zu sehen: Sie hatte ihn wirklich angeschaut.